

Hubert M. Spoerri

## Sinn und Text

Das Reden über Sprache krankt meist daran, dass die entsprechenden Untersuchungen zu einer Verabsolutierung der Textebene tendieren, eine nominalistische Haltung, die in sich absurd ist.

Ein Text ist immer letzte Ausfällung im Rahmen der Entfaltung sprachlicher Aktivität. Selbstverständlich war der Texthersteller bemüht, Sinn (bzw. Inhalt, Gehalt) in das Gewebe seiner schriftlichen Auslassungen zu bringen, weshalb wir versuchen können, diesen Sinn hermeneutisch wieder herauszufiltern, und weil eine komplexe kulturgeschichtliche Tradition unabhängig vom einzelnen Autor den Wortgebrauch mit Sinn angereichert hat (gut erkennbar z.B. bei verblassten Metaphern), enthält ein Text immer zwei Hauptschichten: erstens den geschichtlich angereicherten Sinnbestand bzw. Sinnballast der Worte und zweitens die Sinnintention des Autors, die ihrerseits auch noch einmal mehrschichtig sein kann.

Text ist immer und in jedem Fall nur zeichenhafte Repräsentation von etwas, das es auch unabhängig vom Text gibt. Text als Ebene der *Signifikanten* bezieht sich entweder auf *Signifikate* oder auf *Referenten* oder auf beides in einem. Wir tun gut daran, die Texte im Zusammenhang mit unserem konkreten Leben zu sehen, wenn wir nicht in eine Drehmühle des Irrsinns aus verwirbelten Buchstaben geraten wollen.

In unserem alltäglichen Leben gewinnen wir die grundlegenden Orientierungen nonverbal. Wenn ich einen Spaziergang oder eine Fahrradfahrt durch Wald, Feld und Flur unternehme, erfasse ich mit meinen wachen Sinnen hunderterlei: Bäume, Sträucher, Tiere, Wege, Häuser, Menschen, Wiesen, Blumen, Düfte, Vogelgezwitscher, Geräusche, Getreidefelder, Wolken usw. Ich kann, je nach Bedürfnis und Umständen, die einzelnen Gegebenheiten ruhig und eingehend beobachten, ohne Worte zu benötigen, und viele von ihnen könnte ich nicht einmal benennen, weil ich die Bezeichnungen nicht kenne. – Alle diese Gegebenheiten sind *Referenten*. Wenn außerdem jemand mich beim Spaziergang begleitet, kann ich ihn auf beliebige Dinge und Erscheinungen hinweisen, und wir können sie in Ruhe gemeinsam beobachten, auch ohne ihre Namen zu kennen.

Die Worte benötigen wir vor allem, um Gegebenheiten zu benennen, die derzeit außerhalb des Wahrnehmungsfeldes oder auch nur des Fokus der Aufmerksamkeit insbesondere von Ansprechpartnern, zum Teil auch von uns selbst liegen. So vermögen wir uns mündlich über derzeit

Abwesendes zu verständigen, sofern es irgendwann zuvor in irgendeiner Form schon in unsere Erfahrung, in unser Erleben getreten ist.

In dem Maße, als wir infolge dieser Praxis den Vorteil und den Wert unserer verbalen Operationen schätzen lernen, entwickeln wir das Bedürfnis, das gesprochene Wort nicht in seiner Flüchtigkeit verhallen zu lassen, sondern es festzuhalten, und als Technik haben wir dafür im Laufe der Kulturgeschichte die vielen Schriftarten und mit ihnen die konservierbaren Texte hervorgebracht.

Die *Texte* sind jeweils ein letztes Ergebnis, weiter als das *gesprochene Wort* vom *aktuellen Lebensvollzug* entfernt. Weil nun aber im Laufe der Jahrtausende eine reiche Textkultur entstanden ist, können Texte eine Art „Ersatzlandschaft“ für den vollen Lebensvollzug bilden (bei Romanen besonders leicht erkennbar) und steigen dadurch zu *Scheinreferenten* auf, indem die Lesenden zu ihnen ein ähnliches Verhältnis wie zu nonverbalen Referenten aufbauen. Texte – man denke an den Koran für einen orthodoxen Moslem – können geradezu einen Kultstatus erlangen. Doch bleiben sie auch dann Scheinreferenten, solange sie nicht Gegenstand der Textkritik werden.

Einen Roman *lesen* ist nicht dasselbe wie *über* einen Roman *reden*. Erst im letzteren Falle wird der Roman zum echten Referenten. Beim Romanlesen ist der Text eine Zeichenfolge, die gar nicht als solche wahrgenommen, sondern lediglich als Medium zum Erschließen des *Romaninhaltes* verwendet wird. Nur im Verdrängen des Zeichens als Zeichen kommt Lesen überhaupt zustande, und Lesen ist – im Gegensatz zum bloßen Text! – wiederum ein Lebensvollzug, allerdings ein fragmentierter Lebensvollzug, mit dem der Leser nur in seiner eigenen, imaginierenden Subjektivität kreist und die Objektsphäre außen vor lässt. – Analog verhält es sich beim Kinofilm, denn die Kinobilder sind keine echten Referenten, sondern nur Verweise auf solche, auch im Falle von Tricks und Fantasieprodukten. Darauf beruht ja gerade deren Reiz.

Echte Referenten sind die Texte nur für das Interesse an ihnen als solchen, besonders für die Textforschung. Diese entwickelt für Texte ein vergleichbares Interesse wie der Spaziergänger vielleicht für Bäume, Blumen, Kräuter am Wegrand oder für die verschiedenen Vögel und ihre Stimmen.

Weil jedoch die Texte stets als inhaltsgeladene Gebilde zwischen Sinnchaos und Sinnkosmos produziert worden sind, ist der Textforscher in Gefahr, das Derivat „Text“ mit dem aktuellen Lebensvollzug, von dem es apriori nur ein Relikt sein kann, zu verwechseln und dem Wahn zu verfallen, ein Text sei sinnstiftend durch sich selbst. Demgegenüber gilt es festzuhalten, dass ein Leser einem beliebigen Text unabhängig von dessen Autor nur so viel Sinn abgewinnen kann, als er selbst Sinn (Inhalt, Gehalt) *vor* der Begegnung mit diesem Text zu denken, zu erfahren und zu erleben imstande war.

Wolfgang Iser referiert Jacques Derridas Anliegen einer Hermeneutik nicht des Sinns, sondern der Schrift mit folgenden Worten: „Es geht um ein anderes Konzept von Sinn. Die Metaphysik bestimmte Sinn auf einer *vertikalen* Achse: als obersten Punkt reiner Bedeutung gegenüber den Niederungen der Schrift oder als elementaren Grund gegenüber dem Oberflächengeflecht der Erscheinungen. Derrida hingegen zeigt, dass Sinn durch *horizontale* Bewegungen konstituiert wird. Es gibt kein Oberstes und Unterstes, kein Erstes und Letztes, sondern Sinn bildet sich in einem Gewebe von Verweisungen und Aufschüben.“<sup>1</sup>

Eine teilweise Berechtigung dieser Auffassung ist leicht einzusehen, wenn wir die vertikale und die horizontale Dimension eines Textes näher betrachten. Kurz: Je umfangreicher ein Text, desto komplexer und verwickelter das Geflecht der horizontalen Bezüge. Wie ist das zu verstehen?

Es liegt daran, dass die einzelnen Worte, isoliert betrachtet, nur allgemeine Bedeutungen vermitteln. Wenn wir das Hauptwort *Elephant* als Beispiel nehmen, begreifen wir leicht, dass es jeden möglichen Elephanten ohne individuellen Unterschied bezeichnet. Doch sind keine zwei konkrete individuelle Elephanten einander ganz gleich. Um die Unterschiede zwischen den verschiedenen einzelnen Elephanten zu benennen, benötigen wir also zusätzliche Worte, zum Beispiel das Eigenschaftswort *afrikanisch* und den unbestimmten Artikel *ein*. Die drei Worte *ein afrikanischer Elephant* bilden schon eine erste Differenzierung des Elephanten, die ihn von anderen Elephanten, zum Beispiel von indischen, unterscheidet. Kommen dann noch Geschlecht, Alter, Größe, Gewicht und weitere besondere Merkmale wie die Beziehung zu einem bestimmten Menschen hinzu, dann wird der Sinn der Aussage immer spezifischer, eingeschränkter. Die Aussage nähert sich beschreibend dem konkreten Elephanten im Hier und Jetzt immer mehr an, ohne ihn jemals zu erreichen, denn ein Text ist eben ein Geflecht von Signifikanten und kein Referent (hier: Elephant).

Nehmen wir als weiteres Beispiel einen Spatzen, wie er in folgendem Satz thematisiert wird:  
*Ein Spatz sitzt schon eine Weile dort auf der Birke.*

Bei den Hauptwörtern *Spatz* und *Birke* haben wir je eine bildhafte Vorstellung. Das Tätigkeitswort *sitzt* weist auf die Aktivität bzw. den Zustand des Spatzes hin. Das Adverb *dort* stiftet ein die Richtung weisendes, perspektivisch-räumliches Verhältnis zwischen den möglichen Beobachtern und der Birke. Die Präposition *auf* markiert ein räumliches Verhältnis zwischen dem Spatz und der Birke. Die adverbiale Bestimmung *schon eine Weile* informiert über die zeitliche Dimension des Sitzens. – Bildhaft sind also *Spatz* und *Birke*. Das Übrige – die beiden Artikel lasse

---

<sup>1</sup> Wolfgang Iser: *Vernunft – Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft*, Frankfurt a.M. 1996<sup>2</sup>, Erster Teil, Kap. IX., S. 261

ich weg – sind räumliche und zeitliche Funktionen, die den Zustand des Spatzes, ferner das Verhältnis zwischen dem Spatz und der Birke sowie zwischen den Beobachterinnen und dem zu Sehenden festhalten. – Hier wird also nicht in erster Linie ein Spatz beschrieben, sondern er wird in ein Verhältnis zu seiner Umgebung und zu dem ihn beobachtenden Beschreiber gesetzt. Der Text stellt also den Spatzen nicht als isolierten Gegenstand dar, sondern stellt ihn in einen Zusammenhang hinein.

Die beiden Beispiele beziehen sich auf die gegenständlich erfassbare Außenwelt. Es bleibt aber mit Texten grundsätzlich dasselbe, wenn subjektive Erlebnisse und Zustände oder überpolare geistige Inhalte differenziert beschrieben werden: Je mehr Worte, desto mehr Differenzierungsmöglichkeiten. – Die horizontalen Bewegungen, von denen Derrida spricht, *konstituieren* allerdings *nicht* den Sinn, sondern *spezifizieren* ihn durch Begrenzungen und Neuverknüpfungen von begrenzten Bestimmungen im Rahmen des immer der vertikalen Dimension entstammenden Sinnhorizontes, d.h. der jeweiligen Signifikate. Die Signifikate als geistige Inhalte stammen nicht aus der Sinneswelt, der auch die Texte angehören, sondern unmittelbar aus dem Denken.

Den hiermit beschriebenen Befund verdrängen die meisten Wissenschaftler und Philosophen, weil sie sonst zugeben müssen, dass er eine metaphysische Dimension enthält. Das Denken verdankt seine Inhalte nicht der Sinneswelt, sondern dem metaphysischen Allgemeinen. Das, was die Sinneswelt leistet, ist die Spezifizierung dieser Inhalte. – Sobald wir das anerkennen, müssen wir zugeben, dass auch wir Denkenden metaphysische Wesen sind, und dagegen sträubt sich das nominalistisch-positivistisch-materialistische Welt- und Menschenverständnis.